

Mark Keller, An der Grenze leben - Advent der Flüchtlinge

(erstmal veröffentlicht in „Einspruch, Zeitschrift der Autoren“ Nr. 12, Dezember 1988)

I In der Geschichte kramen (950-1988)

1988: Von meinem Schreibtisch aus sehe ich einen eigenartig verlaufenden Kiesweg, angelegt als Teil eines klinischen Kinderspielplatzes für 60 Wohnungen, darunter eine Tiefgarage, daran vor-bei: der grosse Grenzverkehr, stockend und stinkend. Für diesen unsichtbar, der gediegenen Gedenktafel sei's geklagt, zeichnet der Kiesweg Geschichte nach: die **1971** freigelegten Mauerreste des Schiffes, der Seitenschiffe und des Chors einer romanischen Basilika, Herz eines Augustiner-Klosters, das um 1125 am südlichen Stadtrand von Konstanz errichtet wurde.



Augustinerkloster Kreuzlingen 1633 (heute Überbauung Landegg, Hauptstrasse) von Norden
Kupferstich von Jan Sadeler, 35x50cm, Rosgartenmuseum Konstanz, Inv T 77

Der basilikale Spielplatz liegt heute auf sogenanntem Schweizer Hoheitsgebiet. Im Sommer spielen Türkenbuben Federball im Schiff. Jetzt, im Advent, tragen die Zierkoniferen Stränge leuchten-der Zapfen. Damals um **1125** kam die Kirche St. Ulrich an die Stelle einer anderen zu stehen, die wenige Jahrzehnte früher (**1093**) von üblen St. Gallern zerstört worden war; ihr Abt hatte im Streit mit dem Bischof von Konstanz gelegen. Das Augustinerstift seinerseits sollte ein Hospiz ersetzen, das um **950** auf Konstanzer Stadtgebiet begründet worden war, versehen mit einem Kreuzpartikel und der Auflage, nicht nur Fremdlingen, Pilgern und Kaufleuten Obdach zu gewähren, sondern auch zwölf Armen aus Konstanz; wie die zwölf Apostel symbolisch für alle Jünger, so stehen die zwölf Armen für alle geringsten unter den Menschen, an deren Befinden sich die Christlichkeit einer jeden Zeit messen lässt. Sowohl den zahlenden Gästen wie den Kostgängern wurden vom Gründerbischof Konrad (934-975) und seinen Mitbrüdern die Füße gewaschen.

Weshalb war jenes alte Stadt-Hospiz im 11. Jahrhundert verfallen, und warum wurde es später, eben daselbst renoviert, von einer Geschäftsstrasse - heute eine Fussgängerzone, Historisches dezent restauriert - nach ausserhalb der Stadt verlegt? Wurden damit die Gastfreundschaft und die Solidarität so marginalisiert wie heute die Alten in ihren Heimen mit Blick ins Grüne? Von jenen Armen weiss man, dass ihnen wenigstens am Gründonnerstag noch die Füsse gewaschen wurden. Und man weiss auch, dass gleichzeitig mit der Ausquartierung des Hospizes **1123** die Heiligsprechung Konrads betrieben wurde, und dass seine Gebeine ins neuerbaute Münster transferiert wurden. (Der alte Dom war **1052** eines Nachts einfach eingestürzt; kausale Verknüpfungen lassen sich nicht beweisen.) Der Kreuzsplitter schliesslich, das crucelin, ging an die Filiale oder Tochterkirche und hat dort in Crucelingen-Kreuzlingen etliche Brände und Brandstiftungen überlebt, während Konrads Gebeine bis in die Reformationszeit alljährlich in einer Prozession um die Stadt Konstanz und zu St. Ulrich vor den Mauern getragen wurden, vielleicht um mit den Knochen auch den Geist des Heiligen Konrad wieder neu bis an die Ränder der Gemeinschaft zu bringen. Was sich heute vom Schreibtisch aus wie eine Prozession ausnimmt, ist lediglich der behördlich bis zum Stillstand gebremste Grenzverkehr; wer beim Spielplatz Halt macht, tut dies unfreiwillig, es sei denn der billigen Schokolade oder Zigaretten wegen. An Feiertagen (ausser zum Heiligen Konrad am 26. November, dem vergessenen) stauen sich die Stahlsänften bis zum neuesten St. Ulrichskloster, das **1650** erbaut und zweihundert Jahre später säkularisiert wurde, seitdem ein Lehrerseminar ist und **1963** letztmals abgebrannt. Der vielleicht erste Klosterbrand im Jahre **1248**, noch am alten Ort, stand in irgendeinem finsternen Zusammenhang mit dem Konstanzer Klerus; somit lässt sich die bewegte, tausendjährige Geschichte dieses Stifts vorläufig mit einer Formel des Konstanzer Historikers Arno Borst resümieren: "gefördert von denselben Mächten, die es behinderten".

II Kleine Grenzgänge

HALT machten und OBdach fanden hier, etwa in der heutigen Tiefgarage vier Stockwerke unter meinem Schreibtisch, auch ein Papst Johannes und sein Gefolge **1414**, auf dem Weg zum Konzil von Konstanz. Eine Fusswaschung ist nicht überliefert, wohl aber das päpstliche Mitbringsel, eine Bischofsmitra. Johannes XXIII. wurde trotzdem abgesetzt, hinter dem Schlafzimmer, dort wo bei uns das Ausland beginnt, der Brückenkopf Konstanz, mit dem vielbesuchten Münster, dem Schweizer Kasino extra muros (ausserhalb der Mauern), den Scharen von Schwaben. Nächstesmal, hinter vor-gehaltener Hand in der Weinstube, würde man den linksufrigen Zipfel wohl rasch einnehmen, um eine leichter zu verteidigende, 'natürlichere' Grenze zu erhalten. So künstlich diese Grenze ist, sie hat sich doch tief im Bewusstsein der meisten Menschen hier festgesetzt; so gestand ein Freund, der seit Jahren hier arbeitet, dass er sich drüben unsicher, manchmal fast bedroht fühle, sein Auto jedenfalls lieber bei uns stehen lasse. Als Historiker müsste er eigentlich wissen, dass dort zwar ein Jan Hus hingerichtet, aber auch einmal Friede in einem schweizerischen Bruder- oder Bürgerkrieg geschlossen wurde, am 12. Juni **1446**, nach dem Alten Zürichkrieg. Auch ein Historiker, würde er entgegenen, denke beim überschreiten einer Grenze nicht zuerst an deren Geschichtlichkeit oder Zufälligkeit und damit auch an die Zufälligkeit der eigenen Nationalität, sondern an eben seinen Pass oder an die Flasche Schnaps, welche die Grenze geradezu gefährlich mache. (Dass der kleine Grenzverkehr einer der letzten Abenteuerpfade unserer Zivilisation ist, merkte auch der MB-Verlag und bot "Zoll" an, ein Hau-den-Zoll-übers-Ohr-Spiel - leider vergriffen.) Doch selbst künstlichste Grenzen erwachsen mit der Zeit zu natürlichen, erscheinen uns dann natur-gegeben und richtig, wie das Grenzgewächs, das zwischen den Nachbargrundstücken schliesslich so wuchert, dass die eigens dafür geschaffenen Paragra-

phen bemüht werden müssen. Deutsch getüfelt, gehört es vielleicht zum Wesen einer Grenze schlechthin, sich zu vertiefen, sich zu verfestigen - ausser sie lasse sich leicht verschieben.

Die Grenze bei St. Ulrich vor den Mauern gab es noch nicht, als die Eidgenossen zur Zeit des Konzils eine gute Gelegenheit beim Schopf packten und **1415** ihre Grenzen etwas versetzten, zwar noch nicht Richtung Rhein, aber in den Aargau und ins Freiamt hinein. Auch die Kriegsdrohung gegen Konstanz wegen eines Kuhplapparts brachte **1451** keinen territorialen Fortschritt rheinwärts. Im Schwabenkrieg stand St. Ulrich **1499** angeblich auf 'unserer' Seite, was die Konstanzner dazu bewog, vorbeugend den Klosterturm umzulegen und nachträglich, nach anderswo verlorener Schlacht, das Kloster noch rasch einzuäschern. Dem Kaiser wurden wenigstens 5000 Gulden Reparation abgetrotzt, und Konstanz konnte dank der Fürsprache von Luzern und Zug zu einer Reparatur verpflichtet werden, einem Neubau des Klosters auf den alten Grundmauern; zehn Jahre nach der Zerstörung war Kirchweihe. Aus demselben Grund - OBDACH für den Feind und also Kooperation - wurde St. Ulrich von den erbosten Konstanznern **1633** abermals in Schutt und Asche gelegt, diesmal wegen der Einquartierung und Verköstigung nicht eidgenössischer, sondern schwedischer Belagerungstruppen.

Was die Unterbringung von Fremden betrifft, scheinen kirchliche Gebäude einerseits nicht ungeeignet, andererseits aber besonders heikel zu sein. Letzteres liegt nicht an den Gebäuden. Mit solchen Gästen gut gefahren sind eigentlich bloss die Ermatinger. Weil sie jenem Johannes, der einmal unter meinem Arbeitszimmer logierte, Pfarrhaus-Asyl und eine Verkleidung für seine weite-re Flucht anboten, gewährte er ihnen ein vielleicht fragwürdiges Vorrecht, das - im Gegensatz zur Vogeljagd dort - aber kaum bestritten, sondern national geschätzt wird: das Vorrecht, alljährlich in Verkleidung und in einer Art Prozession „d'Sau abzoo“, an der Groppenfastnacht und wirklich „letzten Fastnacht der Welt“.

Trotz solcher Gäste schlecht gefahren sind vor allem die reformierten Seebacher (Zürich Stadt), haben sie doch - in politische Bockshörner gejagt -, innert dreier Jahre mindestens zwei herausragende Theologen ins Exil getrieben und ihren guten Ruf als engagierte Gemeinde verloren. (Dass jene „Asyl-Pfaffen“ auch ihren eigentlichen Pflichten nachkamen, können meine Frau und ich bezeugen: wir wurden dort getraut, in einem fast kargen Kirchenraum. Dort ist DEIN REICH KOMME in den Taufstein gemeisselt, in Kapitalen.)

III Aus der Geschichte lernen? (1685 - 1988)

Die Grenze hinter unserem Schlafzimmer hat unlängst eine traurige Rolle und Schicksal in der Flüchtlingsfrage gespielt, und zu viele haben ihre Fenster bereits wieder / immer noch verdunkelt. UND DOCH beherbergte unser Land **1945** bei einer Bevölkerung von 4,5 Millionen über 115'000 Militär- und Zivilflüchtlinge. Im Zweiten Weltkrieg fanden 300'000 Menschen für kürzere oder längere Zeit in der Schweiz Zuflucht - exakt so viele als in Stalingrad krepiereten, während hierzulande trotz geschlossener Grenzen niemand wirklich hungern musste.

1988 sind weltweit mindestens 12 Millionen Menschen auf der Flucht, so zum Beispiel jeder vierte Afghane. Auf die Schweiz übertragen könnte dies bedeuten, dass alle Westschweizer (Solothurner eingeschlossen, nicht aber deutschsprachige Walliser) die Schweiz mit unbekanntem Ziel verlassen mussten. 300 Jahre früher: kein Zahlenspiel, sondern ein Strom in umgekehrter Richtung: **1685** widerrief Ludwig XIV., der Sonnenkönig, das als unwiderruflich deklarierte Edikt von Nantes, in welchem le bon roi Henri IV. **1598** den damals zehn Prozent Protestanten in Frankreich religiöse Toleranz und bürgerliche Gleichberechtigung zugesichert hatte. Vor die

Wahl gestellt, entweder ihrem (Irr-) Glauben abzuschwören oder mit Galeerendienst bestraft oder gar gerädert zu werden, zogen 200'000 Hugenotten das Exil vor. Sicher die Hälfte dieser „Exulanten“ fand bei den evangelischen und den Zugewandten Orten der Eidgenossenschaft (mit damals 1,2 Millionen Einwohnern) vorübergehend Obhut - trotz schlechter Wirtschaftslage, Missernten und drohender Hungersnöte. Eine Zählung ergab für Schaffhausen mit seinen 5000 bis 6000 Einwohnern zwischen **1684** und **1692** eine Gesamtzahl von 26'453 unterstützten Flüchtlingen, was in Erinnerung ruft, dass nicht alle Flüchtlinge auf ihrem Weg durch die Schweiz erfasst wurden, denn manche waren weniger bedürftig als andere und brauchten keine finanzielle Hilfe. Den Einspruch des französischen Gesandten gegen die Aufnahme der Hugenotten refüsierte die Evangelische Tagsatzung mit Hinweisen auf das Völkerrecht (**1685!**) und auf Präzedenzfälle: Flüchtlinge aus dem Sundgau, dem Elsass, aus Burgund und anderen Orten. Längerfristig machte sich das Grand Refuge der Hugenotten für die Schweiz sowohl wirtschaftlich als auch kulturell 'bezahlt'. Entscheidende Impulse erfuhren vor allem die Textil- und die Uhrenindustrie (Seidenherstellung, Baumwolldruck, Strickmaschinen, Emailverarbeitung). Einem Strickmuster der Gegenwart - aber auch nur einem - entspricht, dass um **1700** drei Viertel der unterbezahlten! Genfer Primarlehrer Hugenotten waren.

Im Sommer **1988** beherbergte (?) die Schweiz bei einer Bevölkerung von 6,5 Millionen laut EJPD 29'910 anerkannte Flüchtlinge und vorübergehend 26'495 'pendente' Asylbewerber - genau 42 mehr als jene allein von Schaffhausen unterstützten Exulanten. Kaum mehr als 2400 der jetzt pendenten Asylgesuche wird, wie sich aus den Prozentsätzen vergangener Jahre extrapolieren lässt, so technokratisch-distanziert, schliesslich entsprochen werden, irgendwann.

Zusammen essen diese Menschen, die 55'000 Flüchtlinge und Asylbewerber, nicht einmal 10 Gramm von jedem Kilo Schweizer Brot, falls sie dafür noch nicht arbeiten dürfen. Jene 30'000 anerkannten Flüchtlingen sind fast ausschliesslich Ungaren, Tschechen und Slowaken - trotzdem ist keine ihrer Muttersprachen zur fünften Landessprache geworden. Wer fragte **1956** oder **1968** nach Wirtschaftsflüchtlingen? Die 'richtige' Hautfarbe floh damals wohl vor den 'richtigen' Bösewichten. (Auch in den vergangenen Jahren erhielten die - relativ wenigen - Ostblockflüchtlinge jeweils unverhältnismässig leichter Asyl in der Schweiz als andere Gruppen.) Eine Schicht tiefer: das liebe Geld. **1984** wurde zwar weniger als ein halbes Prozent unseres Bundesbudgets für die anerkannten Flüchtlinge und Asylanten ausgegeben, aber der Betrag hätte dreieinhalb durchschnittliche Autobahnkilometer ergeben.

Zahlen hüben, Zahlen wohl auch drüben. Meist beweisen sie gar nichts und bewirken noch weniger - oder dort ziemlich viel, wo sie in die Diskussion geworfen werden, weil sie einem erlauben, komplexe Probleme und sonst unsägliches Leid auf einen Nenner zu bringen und zu entschärfen, indem man alles in Ziffern überführt und Asylanten mit Autobahnabschnitten oder Lawinenverbauungen verrecknet. Zahlen haben also mit GRENZEN gemeinsam, dass wir uns hinter sie zurück-ziehen, uns hinter ihnen verschanzen können. Das eigentliche Verstehen aber beginnt immer erst jenseits: Der Fremde ist nur in der Fremde fremd (Karl Valentin); wir alle sind Ausländer - fast über-all; zwar bleiben 10 Gramm Brot auch in einem Hungerland 10 Gramm Brot, aber sie bedeuten niemals dasselbe.

Die nächsten Schritte: das Mitwissen wird verharmlost, die Verantwortung abgeschoben. Was kann schon oder soll da der einzelne, kleine, wenn die da oben undsofort? Doch selbst ein Dr. Heinrich Rothmund vermochte aus der Geschichte zu lernen: Etwas spät vielleicht setzte er sich nach dem Kriegsende bei verschiedenen Kantonsregierungen für die Einbürgerung von Migrantenkindern ein. Immerhin. Vermutlich wurde er mit der Flüchtlingsfrage schliesslich so kon-

frontiert, dass er sich einer näheren, persönlicheren Auseinandersetzung mit den verrechneten Schicksalen nicht mehr länger entziehen konnte.

„Rückschauend betrachtet,“ heisst es im bundesrätlichen Bericht über die Flüchtlingspolitik der Kriegsjahre,

„kann man vielleicht feststellen, dass wir in einem gegebenen Zeitpunkt von der einen oder andern Kategorie der Flüchtlinge mehr hätten aufnehmen können. Wer konnte aber in jenem Zeitpunkt den dafür Verantwortlichen die Garantie geben, dass dann nicht kurze Zeit darauf andere Flüchtlinge, die uns noch näher standen, hätten zurückgewiesen werden müssen?“

Hier verstricken sich geschickte Lavierer: Eine solche Garantie kann es per definitionem nicht geben, ausser eben wir stellten uns vor, dass alle Flüchtlinge gleichzeitig an der Grenze stünden und wir einfach auszuwählen hätten. Und wer war mit den „uns noch näher“ stehenden gemeint? Die Juden fallen wohl ausser Betracht. Ausgewanderte Fröntler? Liechtensteiner? Andorraner? „Müssen wir grausam sein in der Gegenwart um einer unsicheren Zukunftsgefahr willen, so quasi 'auf Vorrat hin grausam'?" musste sich der Nationalrat im September **1942** von Albert Oeri fragen lassen. „Ich sehe überall um mich her in der Schweiz“, notierte Thornton Wilder in seinem Tagebuch, „Beispiele für die liebevolle Pflege der eigenen Blindheit - in dieser Schweiz, die so viele Jahre immun war gegen Flüchtlinge gegen Verwüstung und Opfer. (Selbst was sie für die Flüchtlinge taten, verglichen mit dem, was sogar verwüstete Länder taten.)“

IV Die Seite wechseln (JETZT!)

Bereitzulegen sind: eine Plastiktragtasche (beliebiger Provenienz), ein Blatt Papier, ein Spielwürfel, ein Bleistift.

Pause.

Das Unwahrscheinliche ist da: Du musst fliehen, heute, sofort. Du hast jetzt drei Minuten Zeit, um drei Dinge aus Deinen Habseligkeiten (welch ein Wort!) zusammenzusuchen, ohne die Du nicht gehen willst; alle miteinander müssen sie in die Tragtasche passen. Deinen Pass, reichlich Bargeld und die Kreditkarte trägst Du zum Glück bereits auf Dir. Als Dich die Nachricht erreichte, wolltest Du gerade den grossen Weihnachtseinkauf tätigen.

Pause.

Alles gefunden? Ohne zu schummeln? (Obwohl ich kein unordentlicher Mensch bin, empfand ich die Zeit als knapp.)

Die drei Gegenstände sind:

1.

2.

3.

Du hast jetzt nochmals drei Minuten Zeit; diesmal sollst du aus dem Blatt Papier ein (symbolisches) Fluchtfahrzeug basteln und dir dabei überlegen, wann du zum letzten Mal einen Stacheldrahtzaun bezwungen, dich an Sternen orientiert, in einem Gebüsch genächtigt hast. Hast du die 'richtigen' Dinge eingepackt, auch an Schul- oder Arbeitszeugnisse gedacht oder an eine

Landkarte des Gebiets Jenseits, an ein Wörterbuch von Vielleichtdort? Unterwegs passiert mancherlei.

Würfle einmal.

- 1 = Du hast den kleinsten der drei Gegenstände verloren.
- 2 = Deine Tragtasche mit den drei Gegenständen wurde gestohlen.
- 3 = Ein anderer Flüchtling hat erzählt, dass das Land Vielleichtdort seit kurzem wieder leichter Asyl gewährt. Ob dies auch für Deine Nationalität gilt, vermag er nicht zu sagen.
- 4 = Ein anderer Flüchtling hat erzählt, dass das Land Vielleichtdort seit kurzem wieder Asylanten Deiner Nationalität ausschafft.
- 5 = Auf Umwegen erreicht Dich die Nachricht, dass Deine zurückgebliebenen Angehörigen trotz Deiner Flucht bisher keinen Repressalien ausgesetzt waren.
- 6 = Der Agent, der Dich ins Land Vielleichtdort zu schleusen versprach, hat sich mit Deinem Vorschuss aus dem Staub gemacht.

Dies waren die ersten drei von zwölf Stationen eines 'Spiels', zu dem ich in didaktischer Verzweiflung griff, nachdem Zahlen und Fakten wie Wasser an ganzen Schulklassen herunter gelaufen und Kampuchea, Sri Lanka auf keiner geistigen Landkarte zu finden waren. Einzelne Posten waren im Freien, in der ersten Vormittagslektion, bei knapp unter Null, andere in den vielgehassten Schulbaracken. Als Durchgangslager mit Erlebniswert bot sich die Zivilschutz-Unterkunft an, Sprechen war bis dorthin verboten. All dies war noch zu amüsant.

Als Kinder lernten wir alle spielend, spielten mit heiligem Ernst und stiessen Regeln leichten Herzens um; die Grenzen waren fließend, wir selber beweglich. Erwachsene spielen vielleicht noch „Zoll“ oder ein Giftmüllentsorgungsspiel (nach dem Muster "Fässli gschtreut, niemerem gseit, lige loo wo's sind"), beharren aber sonst auf einer strikten Trennung zwischen Arbeit-Realität-Ernst einerseits und Freizeit-Spiel-Erholung andererseits. Umso schwieriger wird dann ein Rollentausch oder eine Identifikation mit dem Anderen.

Noch einmal. Anstelle des Festes: Deine Flucht. Jenseits beginnst du zu verstehen, langsam, zum Beispiel: dass, was du zurücklassen musstest, so etwas wie das Paradies gewesen war; dass der Weg zurück versperrt ist, dass der Eingang bewacht wird von Männern mit rauchenden Colts. Umso heller leuchtet der eine Stern in der Ferne. Deine Hoffnung treibt seltsame Blüten; dem Stern scheint ein Schweif zu wachsen.

Eine Strassensperre im Niemandsland: Du zeigst dein rotes Büchlein mit dem leichenblassen Kreuz vorne drauf, doch hinter der grellen Stablampe lacht es bloss. Mit einem MP-Lauf zeichnet dir einer ein Kreuz auf die Stirn, und Du kannst gehen und kommst in ein Dorf namens WELT. Die Fenster sind verdunkelt, die Türen verriegelt, auch das mieseste Hotel ist ausgebucht. Feierlich singend tauscht eine geschlossene Gesellschaft bunte Papierchen und allerlei Schachteln aus. Der Wirt schickt Dich vielleicht nicht einmal hinters Haus.

Mit Maria Becker, Bert Brecht, Alfred Döblin, Therese Giehse, Stefan Hermlin, Paul Hindemith, Oskar Kokoschka, Thomas Mann, Robert Musil, Erich Maria Remarque, Ignazio Silone, Kurt Tucholsky, Jakob Wassermann, Carl Zuckmayer und Tausenden mit weniger geläufigen Namen war auch Jesus von Nazareth auf der Flucht.

Der Evangelist Matthäus berichtet von einem über Nacht notwendig gewordenen Exil in Ägypten. (Ob man Pinochet mit Herodes gleichsetzen kann, ohne gleich angeklagt zu werden?) Jesus von Nazareth kommt mir in den Sinn, weil er mit Weihnachten zu tun hat und mir der Wirt in Silja Walters Hörspiel „Die Scheol tanzt“ nicht aus dem Sinn will:

Ja, seid ihr denn jetzt auch da? Es war alles besetzt, auf Ehr und Seligkeit! Ich konnte euch unmöglich auch noch einlassen. Eine Menge Leute, Soldaten, drei Händler, zwei Rabbiner mit Frauen. Die andern, alles Leute für die Einschreibung. (...) Ist ein Mist, eine Einschreibung! Ist auch ein Geschäft, aber Platz war keiner mehr, auf Ehr und Seligkeit! Ging es denn nicht im Schober? ¹

Dass die Welt ein Dorf geworden, ist längst ein Gemeinplatz - warum sollten also Flüchtlinge nicht mit dem Flugzeug kommen? Ist auch ein Geschäft, für die Fluggesellschaften. (Was für ein Fluchtfahrzeug hast du dir zurechtgelegt?) Dass die Schweiz hier nicht wirklich Dorfpolizist spielen kann, verdanken wir unserer Kleinheit. Auf unseren guten Ruf als Hoteliers hingegen und das Schild an der Strasse - "Unsere Guten Dienste" - möchten wir ungern verzichten, zumal auch etwas für die Händler in der Lobby des Tempels abfällt.

V Weihnachten heute?

Ihr sollt den Fremden lieben; denn ihr seid Fremdlinge gewesen in Ägypten, wird das Volk Israel in seinen heiligen Gesetzestexten ermahnt (Deuteronomium 10,19). Wir sind vielleicht Touristen gewesen in Ägypten, die Einschreibung besorgte der Tour-Operator, und zu lieben brauchten wir auch dort niemanden: wir zahlten in harter Währung.

Vielleicht haben die drei Stationen des 'Spiels' wenigstens eines gezeigt: Uns fehlen eigene Erfahrungen von Entwurzelung, Exodus und Exil, Sachsenhausen und Bergen-Belsen, Harshin und Har-tishek. Vielleicht erklärt dieses Erfahrungsdefizit, warum Weihnachten im Herbst dieses christlichen Abendlandes weitgehend zu einer Idylle verkommen ist, in der schwergeplagte Postboten dank ihrem Insider-Wissen die Armen wenigstens in den Adventsbeilagen von Lokalzeitungen aus dem eigenen Sack bescheren. Wer nicht mit den Juden schrie, so Dietrich Bonhoeffer aus dem KZ, dürfte eigentlich auch nicht gregorianisch singen. Vielleicht geht es nicht nur darum, beim Ge-danken an das "arme Jesulein im Stall" (Heinrich Heine) per Postcheckkonto auch einer Baracke-voll Asylanten zu gedenken, schon wegen des Gewissens - nicht: So leicht darf es nicht zur Festtagsruhe kommen. Vielleicht darf es sogar für die Salutisten der Heilsarmee nicht zuerst darum gehen, der Lichterwelt der Zürcher Bahnhofstrasse tapfer das „Licht der Welt“ zu verkünden. Vielleicht sollten wir gar nicht an Christus denken, jetzt, sondern die Augen öffnen, den Flüchtlingen in die Augen sehen.

„Würde Jesus den Chilenen helfen?“ fragte ein Leser vor Jahren im „Tages-Anzeiger“. Klar, wenn wir ihn liessen; das ist keine Spekulation, bleibt aber Gedanken-Spiel. Jesus Christus ist nicht nur auf der Seite der Flüchtlinge; und mehr noch, als an ihrer Seite zu sein, ist er im wörtlichsten Sinne mit ihnen auf der Flucht, MIT den Afghanen, Chilenen, Tamilen.

Vielleicht können wir IN ihnen IHM begegnen.

¹ Der Struktur des Stückes entsprechend sind diese Worte an Adam und Eva, die Paradies-Flüchtlinge, gerichtet.

Wir können MIT ihnen auch IHN ausweisen, in Handschellen heimschaffen.

MIT der Judenchristin und Nonne Edith Stein wurde auch Christus das Visum für die Einreise in die Schweiz verweigert, wurde auch ER nach Auschwitz geschickt.

MIT dem jüdischen Schriftsteller Jochen Klepper wurde auch Christus das Visum für die Einreise in die Schweiz verweigert, wurde auch ER in den Selbstmord getrieben.

„Herr, wann kamst du als Fremder zu uns, und wir nahmen dich auf, oder nackt, und wir gaben dir Kleider?“ So fragen Menschen im Weltgericht. „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan. (...) Und was ihr an einem von meinen geringsten Brüdern zu tun ver-säumt habt, das habt ihr an mir versäumt.“ Bischof Konrad und seine Mitbrüder waschen zwölf Armen und Fremdlingen die Füße. Die Antwort aus dem 25. Kapitel bei Matthäus ist vielleicht sattsam bekannt - und schmerzt doch, weckt Widerstände, Ressentiments. Auf den zweiten Blick erscheint die Antwort umso weiser und verständnisvoller: Es kommt nicht zuerst darauf an, ob in den Bedürftigen dieser Welt wirklich Jesus Christus gesehen wird; auch den 'Guten' oder 'Frommen' scheint nicht bewusst gewesen zu sein, dass sie jenes IHM taten. Dies ist die Chance selbst für Rassisten, die in denen nicht einmal ihre Brüder oder Schwestern sehen wollen. Offen-Sichtlich bleibt hoffentlich die Not - und entscheidend, ob - dass die Hungrigen gespeist und die Fremden aufgenommen werden.

Weshalb dann dieser Aufsatz mit seinen geschichtlichen Exkursen, den Ausfällen, den Ansätzen zur Nestbeschmutzung, der Zahlenakrobatik (nicht ohne Netz), in einer Zeitschrift, in der nie ein "Blick" versteckt werden wird und in welcher bereits so herrlich blumig zum Thema geschrieben wurde?

Weil auch ich an dieser Differenz leide: WESHALB handeln wir dann nicht, handeln nicht anders, besser, so wie wir wollten, dass man mit uns verführe?

Vielleicht lässt uns ein solcher Aufsatz unsere Situation angesichts des Zeitgeschehens und seiner Mechanismen im kleinen erleben und in der Reflexion neu sehen: Zuerst nehmen wir vieles zur Kenntnis, lassen uns auf einiges ein, bezweifeln zwar anderes, verzweifeln womöglich ein bisschen und leiden mit, klammern uns dann bald an irgendeine Zahl, verschanzen uns hinter dieser Grenze, erliegen noch jener subtilen Argumentation, wenden uns da betreten ab, dort angewidert, Entrüstung kommt hoch, die Selbstverteidigung setzt noch einmal mächtig ein, bevor wir die Augen schliessen, von nun an blind selbst für das Offensichtlichste. Und diese Blindheit will und wird liebevoll gepflegt werden (Thornton Wilder).

Weshalb handeln wir dann nicht anders?